



Schon E. T.'s neugierigem Blick in Steven Spielbergs gleichnamigem Film blieb nichts Irdisches verborgen. Am Ende aber ist alles Hiesige gar nur das Produkt eines allwissenden extraterrestrischen Lesers.

CINETEXT

Die Literatur zieht es ins Weltall

Entwurf zu einer kleinen Geschichte des ausserirdischen Lesers

Seit der Entdeckung des Planetensystems verfolgt uns das Phantasma des ausserirdischen Lesers. Vor seiner Kritik soll nicht nur das, was wir schreiben, sondern auch das, was wir sind, Bestand haben.

Philipp Theisoehn

Am Ende bleiben die Bücher. Nachdem in Reinhard Jirgls jüngstem Opus, «Nichts von euch auf Erden», der Marsmond Phobos vor Kreta ins Mittelmeer gestürzt ist, sind sie die einzigen Überlebenden der Apokalypse. Vom Mond aus – wohin man sie aufgrund ihres Gefahrenpotenzials verfrachtet hat – blicken sie auf die untergehende Erde hinab. In ihnen aber entsteht von nun an der Roman einer menschenlosen Zukunft des Planeten, ein Roman, den wir nicht mehr lesen können, der nur noch «für andere Bücher» geschrieben wird. Zugegeben: Es handelt sich hierbei nicht um gewöhnliche, sondern um «morphologische Bücher»; Module, die darauf programmiert sind, auf Wunsch im Bewusstsein ihres Besitzers Geschichten mit halluzinativem Charakter zu erzeugen.

Abseits technologischer Innovation gehört Jirgls lunare Bücherhalde einem stattlichen interstellaren Bibliotheksverbund an, der sich quer durch die neuzeitliche Literaturgeschichte erstreckt. Nicht erst Philip K. Dicks Androiden finden auf dem Mars entsorgte Bestände von Science-Fiction-Literatur, die sie als Utopien ihrer eigenen Welt lesen. Auch die Bewohner von Paul Scheerbarts Mondroman «Die grosse Revolution» verfügen über eine Lesegrotte mit einer gewaltigen Sammlung abfotografierter Menschentexte (also einer Mikrofiche-Abteilung). Und wendet man den Blick gen Norden, so kann man schon 1741 in den «Gedanken über die Gestalt der Erde» des Stockholmer Handelsbuchhalters Johan Krok ein irdisches Literaturarchiv im Zentrum des Mondes besuchen.

Eine kosmische Instanz

An die Aufarbeitung dieser extraterrestrischen Textbestände hat sich bisher noch niemand gewagt – was nicht überrascht, denn auf den ersten Blick stellen sie nicht mehr als ein flüchtiges Gedankenexperiment dar. Zugleich aber lässt sich in ihnen auch der konkreteste Ausdruck einer Mentalität erkennen, die die Neuzeit seit Kepler geprägt hat: Die Literatur zieht es ins Weltall, weil sich nur dort draussen der Menschheitsroman in seinen tieferen Bedeutungsschichten entziffern lässt. Seit der Entdeckung des Planetensystems verfolgt uns das Phantasma des ausserirdischen Lesers, vor dessen Kritik nicht nur das, was wir schreiben, sondern auch das, was wir tun und sind, Bestand haben soll.

Nahezu alle Weltentwürfe, die uns heute noch beschäftigen – von Kants Transzendentalphilosophie über die Evolutionstheorie bis hin zu McLuhans Entdeckung des «global village», richten sich deswegen an jene unfassbare kosmische Gutachterinstanz. Umso erstaunlicher ist es, dass wir über die Geschichte des ausserirdischen Lesers bisher so wenig wissen, dass wir weder seine Bibliotheken noch seine Ansprüche kennen. Was ist das für ein Wesen? Hat es eine Geschichte? Wo kommt es her, und was will es mit unseren Büchern?

Begibt man sich also nicht auf die Suche nach dem literarischen Wissen von den Ausserirdischen, sondern auf die Suche nach dem ausserirdischen Wissen von der Literatur, dann stösst man dabei zuerst einmal auf Gerolamo Cardanos Traktat «De subtilitate». Der Erzähler von Cyrano de Bergeracs «Histoire comique» findet es nach einem durchzechten Abend und einem Streitgespräch mit Freunden über die Frage, ob der Mond denn eine bewohnte Welt sei, auf dem Schreibtisch seines Studierzimmers – ohne dass er sich erklären kann, wie es dorthin gekommen sei. Des Rätsels Lösung: Das Buch ist ein Zeichen. Wie es der Zufall will, ist es just an einer Stelle aufgeschlagen, in der Cardano angeblich davon berichtet, dass er an einem Abend bei Kerzenschein zwei hochgewachsene Greise durch die geschlossenen Türen eintreten sieht, die sich ihm nach kurzer Unterredung als Mondbewohner offenbaren – und die mit einem Mal wieder verschwunden sind.

Für Cyranos Erzähler ist die Botschaft klar: Die Ausserirdischen kennen ihre literarischen Akten bestens und setzen sie zur Kommunikation auch ein. Es müssen jene beiden Greise selbst gewesen sein, die das Buch aus seiner Bibliothek genommen und auf seinem Tisch drapiert haben – worauf er sich an die Konstruktion einer Flugmaschine macht und nach zweifach gescheitertem Startversuch dann auch den Weg zum Mond findet. Die Verbindung zwischen menschlicher und extraterrestrischer Zivilisation leisten also die Bücher, und wenn wir die Spur von Cyranos Mondreisenden verfolgen, dann wird uns immer mehr deutlich, dass die ausserirdische Welt eine Bücherwelt ist.

Ist man nämlich erst auf dem Mond angelangt, dann lernt man, dass sowohl die biblische als auch die griechische Mythologie eigentlich durch Wesen von fremden Planeten geschaffen wurden (und alle Himmelfahrten eigentlich Raumfahrten sind). Ebenso kann man dort einem Dämon von der Sonne begegnen, der bestens mit der irdischen Gelehrtenwelt des 16. und 17. Jahrhunderts vertraut ist, zeitgenössische Philosophie liest und auf dessen Bitte Tommaso Campanella seine Abhandlung über die Empfindung der Dinge verfasst haben soll. Die Aussage, die sich hinter dieser Verschmelzung des Weltalls mit dem irdischen Literaturbetrieb versteckt, ist eindeutig: Die literarische Phantasie

kann überhaupt keine Ausserirdischen entdecken – wenn sie von diesen nicht schon längst selbst entdeckt worden wäre. «Jeder inspirierte Schreibakt» entpuppt sich bei Licht besehen als eine Form der interstellaren Kommunikation, als Auftragsarbeit eines extraterrestrischen Mentors, der dankend das gedruckte Exemplar später entgegennimmt.

Mangel an Rückständigkeit

Die Antwort auf die Frage, warum irdische Bücher bei den Bewohnern anderer Planeten solch eine unglaubliche Faszination hervorrufen, ist kurz: Sie besitzen selbst keine. Ihre sittliche, körperliche und zivilisatorische Überlegenheit bezahlen sie mit dem Mangel an rückständigen Technologien, zu denen auch die Literatur gehört. Wenn etwa der Thüringer Astronom Eberhard Christian Kindermann 1744 die fünf Sinne auf eine «Geschwinde Reise auf dem Luft=Schiff nach der obern Welt» schickt, dann werden diese von den Bewohnern eines Marsmondes erfahren, dass Gott den Menschen aufgrund ihrer Sündhaftigkeit den direkten Kontakt entzogen und ihnen dafür etwas anderes hinterlassen hat: ein Buch, eine im Universum einzigartige Substitutionsleistung, von der man auf allen Planeten im Universum spricht.

Das Gerücht von der allverbindenden Kraft der Literatur hält sich dann auch im Weiteren, 1758 greift es Swedenborg in seiner Schrift «Über die Erdkörper im Weltall» auf. Swedenborgs erweckte Seele schaltet sich dort in ein kosmisches Kommunikationsnetzwerk ein und bringt auf diesem Wege einiges über die Mentalitäten, Lebensweisen und vor allem über die medialen Verhältnisse auf anderen Planeten in Erfahrung. Während die Merkurier nur telepathisch und die Jupiterbewohner primär über Gesichtsausdrücke kommunizieren, sind ausschliesslich die rückständigen Menschen noch an das geschriebene Wort gebunden. Nur auf der Erde hat sich eine «Schreibekunst» entwickelt, die im konkreten Fall für die Merkurgeister einen Fetischcharakter annimmt. Voller Begeisterung für das exotische Objekt senden sie Swedenborg einen umständlich zusammengeleiteten und wild mit Buchstaben bedruckten Bogen Papier zu, der sie jedoch darüber belehren muss, dass sie die eigentliche Funktion der Bücher nicht verstanden hätten.

Es gibt also durchaus eine Begeisterung für irdische Literatur, allerdings mangelt es offenbar an einer geschulten und adäquaten Lektürehaltung. Auf dem Merkur – der das kosmische Gedächtnis repräsentiert – zählt nur das Oberflächenwissen, sind alleine Daten relevant. Für Narrative, Rhetorik, Ästhetik, für den sinnlichen Aspekt der Sprache also haben seine Bewohner weder Interesse noch Empfinden. Mit solchen Wesen ist eigentlich kein intergalaktischer Literaturbetrieb zu machen; eine Auffassung, die keineswegs ausschliesslich

spiritistischen Sonderlingen eigen ist, sondern auch in der literarischen Hochkultur mit breiter Zustimmung rechnen kann.

«Allein, was sind diese Mondbewohner für dich oder mich? Meinst du, der König Filippus werde sich die mindeste Sorge machen, die Griechen möchten sie gegen ihn zu Hülfe rufen? Es mögen Einwohner im Monde seyn: aber für uns ist der Mond weder mehr noch weniger als eine leere glänzende Scheibe, die unsre Nächte erheitert und unsre Zeit abmisst.» Hier redet ein «ächter Materialist», der Philosoph Hippias nämlich, und zieht man in Betracht, dass dieses Verdikt Wielands «Geschichte des Agathon» entstammt, dem ersten deutschen Musterroman, so liegt der Schluss nahe, dass ästhetische Norm und extraterrestrisches Bewusstsein in der Literatur tatsächlich nicht zusammengehen. Es spricht nicht wenig dafür, immerhin steht diese galaktische Selbstgenügsamkeit auch Pate für den Kunstbegriff der Klassik. So geht auch Schiller in den «Philosophischen Briefen» streng von der planetarischen Beschränkung unserer Welterfahrung aus: Da der Mensch leider «einen zu kleinen Teil des Weltalls» übersieht, muss dieses Defizit an galaktischem Wissen durch die ästhetische Erfahrung kompensiert werden. Was sind uns die Mondbewohner – wir haben doch das Schöne.

Die Mondbürger

Aber ist dem wirklich so? Schaut man ein zweites Mal hin, dann wird deutlich, dass Wielands Roman sich keinesfalls von den Seleniten abwendet, sondern keine Gelegenheit auslässt, um die Doktrin von der uninteressanten wie uninteressierten Mondbewohnerschaft als eine sophistische Blendung zu entlarven. Ein ums andere Mal sucht er in seinen Metaphern die Mondbürger auf und lässt diese dabei allmählich zu stillen Beobachtern seines Protagonisten werden. Spätestens wenn der Erzähler in einer Fussnote die Rede von den Einwohnern des Mondes ostentativ als «nicht ungeschicklich» kategorisiert und zugleich in den zeitgenössischen Gelehrten Diskurs eingegliedert wird, ist es nicht mehr zu verleugnen: Die Ausserirdischen gehören zu diesem Text. Vom Mond aus beobachten sie das Geschehen, oder man könnte vielmehr sagen, dass das Geschehen erstaunlicherweise stets so lokalisiert wird, dass es vom Mond aus gut zu sehen ist. Es gibt fast keine entscheidende Szene in diesem Buch, keine Begegnung, kein Beisammensein, keine geistige Wandlung, die nicht «vom Glanz des seitwärts einfallenden Mond-Lichts» erhellt wird. Hippias hat sich geirrt: Von der Existenz der Lunarier hängt für ihn alles ab, denn er steht in deren Bücherschrank.

Man muss die Vorstellung vom Mondbürger folglich sehr ernst nehmen, denn viel zu häufig

Fortsetzung auf Seite 62

Die Literatur zieht es ins Weltall

taucht sie in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts auf. Gestützt durch die 1750 erschienene Übersetzung von Claude Mondaines «De seditione liber singularis», langt sie nach ihren Wanderungen aus den Zeitschriften der Frühaufklärung über den Gottsched-Kreis und Christian Wolff bei Kant und Wieland an. Sie etabliert sich als feste Grösse in der Romanliteratur, bisweilen sogar in Texten, in denen sie gar nicht vorgesehen ist – etwa in Johann Joachim Christoph Bodes 1768 erschienener Übersetzung von Sternes «Sentimental Journey», in der eine begehrte Operntänzerin mit einem Mondbürger verglichen wird, ein Vergleich, der im Original überhaupt nicht stattfindet, den Bode aber sogar noch von Ausgabe zu Ausgabe erweitert und ausführt. Die Ausserirdischen machen literarische Karriere, sie verfassen dann am Ende des 18. Jahrhunderts auch selbst Romane – Johann Christoph Röhlings «Reise eines Marsbewohners auf die Erde» zeugt davon – und bringen es dann sogar bis zu einem eigenen Eintrag in Joachim Heinrich Campes «Wörterbuch der deutschen Sprache».

Lange Zeit hat man diesen Triumphzug der Ausserirdischen lediglich für eine Motivgeschichte gehalten, die irgendwann – sagen wir bei Kurd Lasswitz' «Auf zwei Planeten» – in die moderne Science-Fiction einmündet. Verkannt hat man dabei, dass die Konjunktur der extraterrestrischen Metaphorik mit einer Erweiterung der impliziten Leserschaft einhergeht, die bis zum heutigen Tag vorhält und die literarische Kulturreflexion massgeblich bestimmt. Wenn es nämlich einen ausserirdischen Leser gibt, dann ist der eigentliche Text, den er zu lesen bekommt, die planetarische Geschichte der Menschheit. Vor dem ausserirdischen Leser zu schreiben, heisst immer auch, diese planetarische Geschichte zu erzählen, heisst auch, wie das der Lüneburger Medienwissenschaftler Claus Pias formuliert hat, «als ein Mega-Subjekt namens «Zivilisation» zu kommunizieren». Der Mensch wird erstmals als Spezies, als ein neues historisches Subjekt erzählbar und lesbar – und dazu bedarf es nicht erst des astronautischen Blicks vom Mond auf den blauen Planeten. Nietzsche ist der erste, der erkennt, dass es zur Begründung einer neuen

Andrea Köhler · Was bleibt am Ende der Schlachten, in den letzten Ausläufern des Geschlechterkampfes? Was ist übrig von der grossen Passion im Zeitalter flexibler Zweierbeziehungen? Seit Jahrzehnten schon beklagt Botho Strauss das Abflauen der Gefühlswelten und liest der aufgeklärten Therapie-Gesellschaft die Leviten; vom allgemeinen Niedergang unseres Zeitalters vorerst zu schweigen. Die wundersamen Stücke der achtziger Jahre verdanken wir dem Bangen um das Paar, und kaum ein zweiter Autor hat die Muskelspiele des Herzens und die Kammertöne der Sehnsucht scharfsinniger in aphoristische Prosa gefasst als der sensorisch hochbegabte Physiognomiker des bürgerlichen Mittelstands.

Und da der Dichter selbst die Zweierkonstellation offenbar schon eine Weile hinter sich gelassen und sich in der Uckermark in die Isolation zurückgezogen hat, gab es zuletzt immerhin noch eine Blütenlese zum Thema «Sie und Er», herausgegeben vom Kollegen Thomas Hürlimann. In seinem jüngsten Buch nun, den «Fabeln von der Begegnung», hat sich Botho Strauss wieder in die Nahkampfbzone zwischen Mann und Frau gewagt; freilich nicht ohne den Schutz einer Brille, in deren teils scharf geschliffenen, teils verzerrenden Gläsern er die Gattung Mensch als Fabelwesen wahrnimmt.

Der Frauenbeseeler, die Beflüsterte

Dem mythischen «Recycling des Bedeutungsabfalls» hat sich Strauss seit langem verschrieben, der «Aufstand gegen die sekundäre Welt» war stets seine Passion. Versteht sich, dass der mythische Bodensatz, den der Autor in die Gegenwart hinüberzuretten versucht, das Archaische, dessen Residuen er im Firnis des Alltags entdeckt, kurz: «der alte Plunder, in dem schon oft das Begreifen wühlte», auch hier seine Aufwartung macht. Nicht nur im fabelhaften Tier, auch in der Nymphe, in der Mittagsumhne, im Wassertropfen sollen wir uns erkennen. Und da das Genre seit Äsop auf moralische Läuterung drängt, bleibt uns auch das Nachdenken übers Grosse und Ganze, sprich: den bedauerlichen Zustand «einer ehemals sehr verführerischen Wirklichkeit» nicht erspart.

Idioten der Liebe

Botho Strauss oder der Aufstand gegen die rundum informierte Welt



...in der Dichtung im Darwinschen Sinne zwanglos einer «Weltraum-Fabel» bedarf, und fordert in der Konsequenz neben dem aussermoralischen auch den ausserirdischen Historiker ein.

Der beste Leser

Die Besiedlung des Weltalls durch die Gegenwartsliteratur – nach den jüngsten Expeditionen Jirgls und Daths hat auch Georg Klein in seinem neuesten Roman den Mars bereist und ist dort wenig überraschend auf «heilige Bücher» gestossen – zeugt von einer Wiederentdeckung der ausserplanetarischen Leserschaft. Selbst dort, wo sie keine exotische Gestalt annimmt oder gar nicht in Erscheinung tritt, bleiben uns ihre Bibliotheken, das schriftgewordene extraterrestrische Bewusstsein. Im Zweifel beherrschen diese Bibliotheken – wie in den Romanen Olaf Stapledon – die Chronik eines ganzen Planeten. Im anderen Fall sind sie aber auch der Hort eines paranoiden Schreibens, das sich in jedem Moment beobachtet wähnt.

Wer für ausserirdische Leser schreibt, der kommuniziert immer mit einer dunklen Grösse: Es ist ungewiss, ob dieses Publikum nur das zur Kenntnis nimmt, was man ihm mitteilen möchte, oder ob es auch und gerade das zu lesen vermag, was man vor ihm verbergen will. Die radikalste Interpretation des extraterrestrischen Kontakts ist keinesfalls die vielzitierte Invasion aus dem All, sondern die Entdeckung, dass der Mensch nirgends mehr ungelesen sein kann, ja, dass er am Ende nur der Effekt einer ausserirdischen Lektüre ist. Nicht nur die kosmische Obsession der modernen Dichtung von Mallarmé bis Rilke (der an seinem Schreibtisch im Château de Muzot «Signale aus dem Weltraum» empfängt) findet ihre Begründung in ebenjener paranoiden Literarisierung des Universums.

Vielmehr begleitet diese uns immer noch, denn das, was wir letzten Endes suchen, wenn wir Sonden zum Mars schicken, sind nicht vor allem Gesteinsproben, sondern ist ein Ort, an dem sich unsere eigene Geschichte noch einmal neu entfalten liesse: von einem Leser, der uns besser versteht als wir selbst. Und so liegt allen milliarden-schweren Programmen der Raumfahrttechnik immer noch die gleiche alte Ahnung zugrunde, der der vor einem halben Jahrhundert in Winterthur verstorbene Alfred Mombert die Zeilen gestiftet hat: «Dann, / auf dem Betrand sitzend, / da ich die Flamme lösche, / hör' ich deutlich ein grosses Buch zuschlagen: / im Weltraum . . .»

Philipp Theisohn ist Professor für deutsche Literatur an der Universität Zürich und leitet das Forschungsprojekt «Conditio extraterrestris». Das bewohnte Weltall als literarischer Imaginations- und Kommunikationsraum 1600–2000.

...Doch bleiben wir vorerst beim überschaubaren Zweiergespann, «Mann und Frau, zwei Gründernaturen, die selbst die Vertreibung aus dem Paradies überstanden, ohne sich scheiden zu lassen». Auf ewig aneinandergeschmiedet, sind sie sich nicht mehr ursprünglich fremd, sondern eigentlich ziemlich gleichgültig. Er, sie, in wechselnden Konstellationen aufeinander einredend, ja einschlagend, und zu Begegnungen doch nicht mehr fähig – so müsste die Diagnose wohl lauten, sollte Strauss es denn auf eine angelegt haben.

Da ist der «Frauenbeseeler, der aus einer fleissigen Speditionsgattin eine grosse Passionskreatur macht», ohne mit ihrer Leidenschaft etwas anfangen zu wollen. Wir sehen eine «Beflüsterte», die im leeren Kinosaal von zwei Männern einen unsichtbaren Film eingeredet bekommt, «so anschaulich, dass der Beflüsterten am Ende ist, als habe der Film sie derart geblendet, dass sie ihn nicht sehen konnte». Es tritt auf: ein «unerlöster Lidlkunde» und unverbesserlicher Fan der Tiefkühlkost, der auf einer Landpartie plötzlich zum snobistischen Feinschmecker wird und auf «von Frauen erlegtem Wild» besteht. Sind das unsere Zeitgenossen? Männer, «die klingen wie früher», Mädchen, «stehengeblieben in hoher Erwartung», «Idioten der Liebe»? Reichlich bizarr ist das Personal dieser seltsamen und höchst rätselhaften Prosaminaturen aus einer beschädigten Welt. Mehr noch nämlich sind die Fabeln der Begegnung Fabeln der Verfehlung.

Botho Strauss hat sich nie gescheut, den einsamen Mahner und Seher zu geben in dürrer Zeit. Spätestens seit seinem ebenso hell-sichtigen wie umstrittenen Essay «Anschwellender Bocksgesang», einer hochgerüsteten Philippika gegen die aufgeklärte Geistesarmut nach der Wende, ist er uns in der Rolle der Pythia der Spätmoderne vertraut. Doch in diesen Fabeln hat sich der gestrenge Lehrmeister des «grossen Sinneswandels» mit einer genügsameren Rolle beschieden, genauer: Es herrscht der Atem des Entzugs. Verweigert wird hier nicht allein die schnelle Pointe, verweigert wird auch die Plausibilität des Erzählten selbst. Es sind Fragmente einer Sprache der Un-deutlichkeit, die, obschon geschliffen formuliert, in der Schwebelassen, was sie sagen wollen. «Sprache als klar artikulierte Unverständlichkeit». Das Befremden ist Programm.

Gestützt wird dieser Eindruck durch eine Schrift, die soeben unter dem Titel «Lichter des Toren. Der Idiot und seine Zeit» im Diederichs-Verlag herausgekommen ist; ein erster Vorabdruck erschien im Frühjahr in dieser Zeitung (NZZ 26. 5. 13). In ihr wird die Figur des «Idioten» im altgriechischen Sinne zum Protagonisten eines philosophischen Gegenentwurfs. In der Gestalt



Botho Strauss hält sich in der Uckermark aus dem Verblödungszusammenhang heraus.

WOLFGANG STAHR / LAIF

des «Unverbundenen und Toren», der der medialen Massenverblödung die «verlorene Einfalt» des Privatmannes und dem rundinformierten Bescheidwissen eine Art höherer Idiotie entgegensetzt, erkennt Strauss die neue «Leitfigur des 21. Jahrhunderts». Es sieht so aus, als habe Strauss den Idioten und seine «Epiphanie der Unverständlichkeit» zum heimlichen Spiritus Rector der Fabeln gemacht.

In dem Essay, der – über die Gründe mag man spekulieren – nicht in Strauss' Hausverlag Hanser publiziert wurde, herrscht indes keine Uneindeutigkeit. Im Juli erschien im «Spiegel» unter dem Titel «Der Plurimi Faktor» ein weiterer Vorabdruck dieser Schrift, der den Akzent vor allem auf die «Infodemenz» des medialen Verblödungszusammenhangs legte. Wo es keine Exklusion mehr gibt, so die Hauptthese, verschwindet die Kunst, wo alle mitquasseln, regiert der «Markt des breitgetretenen Quarks». Es blieb nicht aus, dass der elitäre Gestus, mit dem Strauss hier das «juste milieu der kritischen Öffentlichkeit» abkanzelte, den Hohn ebenderselben auf sich zog.

Der Einzelne und die vielen

Nun mag man seine liebe Mühe haben mit der Rehabilitierung bzw. Neudefinition des Reaktionärs als «echtem Epiker des Gewesenen» sowie dem Lob altvorderer Tugenden wie «Gehorsam, Ehre, Standhaftigkeit», deren zweifelhafte Exekution durch moralisch keineswegs einwandfreie Autoritäten einigen von uns noch in bleibender Erinnerung sein dürfte. Nur, wie viele von denen, die der Dichter hier als des Übels Kern ausmacht, stimmen nicht von Herzen ein in die Geisselung des galoppierenden Schwachsinn, in die Verurteilung des «Götzendienstes vor dem Populären»? Die Position des Aussenseiters, die Botho Strauss so gerne für sich proklamiert, ist sie nicht – zumindest in der hier vorgetragenen Version – längst intellektuell

mehrheitsfähig? Deckt sich seine Kritik an den «Bakterienschwärmen neuer Medien» nicht mit der Ansicht vieler Zeitgenossen, die die quotenliebedienersche «Anpassung nach unten» und die besinnungslose Feier kultureller Feuchtgebiete ebenso beklagen, wie sie eine «Resakralisierung des Buches» durchaus begrüssen würden?

Mehr Selbstironie

Es gibt ein wiederkehrendes Thema bei Botho Strauss: Das ist der Mangel an Humor. In seinem Essay beschwört er die «ungerührte Heiterkeit des Idioten in der Welt der Informierten» (und lässt diese doch vermissen). In den Fabeln ist es – eine hübsche Idee – der fehlende Humor des Don Juan, dem im Alter von sechzig Jahren plötzlich aufgeht, dass er ein Leben lang die falschen Frauen verführt hat. «Ein wenig Humor nur, und er wäre ein Liebender geworden.» Ein wenig mehr Selbstironie, möchte man anfügen, und das Kichern des Idioten wäre vielleicht ansteckend.

Weshalb wir es als gutes Zeichen nehmen, wenn der selbsternannte «ewig unreife Erzähler» in den Fabeln eine lächelnde Vision versteckt: Da stehen sie an einer Ampel, ein spindeldürrer Kerl und eine mamsellartig runde Frau, die auf einen herabgefallenen Brotlaib einredet wie auf einen Hund, der ihr nicht folgen will. Über mehrere Grünphasen hinweg droht und schmeichelt sie dem Getreidetier – ohne Erfolg. Bis ihr Begleiter eine Hundeleine aus der Manteltasche zieht, den Verschluss in die Kruste hakt und das störrische Brot über die Strasse zertr. «Am Ziel aller Gleichstellung von Mann und Frau erwarten wir, dass sie ebenbürtige Komiker abgeben.» Mit solcher Idiotie lässt sich doch trefflich leben.

Botho Strauss: Die Fabeln von der Begegnung. Hanser-Verlag, München 2013. 248 S., Fr. 27.90.

Botho Strauss: Die Lichter des Toren. Der Idiot und seine Zeit. Diederichs-Verlag, München 2013. 175 S., Fr. 28.50.